

Jennifer Schreiner

ICH BIN DANN MAL GANZ

ANDERS



Es war ein wunderschöner Tag. Kühl, mit leichten Herbststürmen und kräftigen Schauern. Wie geschaffen für einen Kaminabend mit Kakao und Wärmkissen an den Füßen. Ein perfekter Tag, um vom Regen in die Traufe zu kommen und von dort aus direkt im allerdicksten Fettnäpfchen zu landen.

Als ich pitschnass zu Hause ankam und mit abgebrochenem Schuhabsatz die Tür aufschloss – es waren meine heißgeliebten, unersetzlichen Glücksbringerschuhe, die ich vor einigen Jahren auf einem verwinkelten Straßenmarkt in Frankreich erstanden hatte –, ahnte ich nicht, dass ich den Zenit meines unerfreulichen Tages noch lange nicht erreicht hatte.

Fluchend humpelte ich in die Diele und versuchte, mit einem einzigen Schritt gleichzeitig die Schuhe auszuziehen, keine Tropfen auf dem frisch gebohnerten Parkett zu hinterlassen und von draußen nach drinnen und auf den weißen Teppich zu gelangen. Mit diesem heiklen Balanceakt wollte ich vermeiden, den Zorn meiner Mutter auf mich zu ziehen, die sehr pingelig sein konnte, wenn es um ihre exquisite Inneneinrichtung ging. Bevor ich dabei auch noch multitaskingfähig nach dem Lichtschalter an der Tür zum Wohnzimmer greifen konnte, sprangen auf einmal Schatten aus allen Ecken und zahlreichen Verstecken des großen Raumes hervor. Kurz war ich geschockt, nur um anschließend von dem aufflammenden Licht geblendet zu werden.

Das fröhliche „Überraschung!“ der versammelten Freunde – ich erkannte neben meiner Mutter meine beste Freundin Nina und Gregor, den aktuellen Freund meiner Schwester – verstummte halb ausgerufen und machte einem schockierten Stöhnen Platz. Es klang wie der enttäuschte Seufzer einer Zombiemeute, wenn die Beute knapp entkommen war.

„Du hast mir nicht verraten, dass deine Tochter eine Mischung aus Känguru und einbeiniger Weitspringmeisterin ist“, lachte jemand.

Ich konnte den Besitzer der unglaublich schrillen Stimme nicht ausmachen, zuckte aber erschrocken zusammen und bewies, dass ich auch durchaus ein beachtliches Talent zur Spagatkönigin hatte. Dabei tropfte ich nicht nur auf den sauberen Holzboden, sondern landete mit dem nicht zerbrochenen, dafür umso schmutzigeren Schuh auf dem Teppich.

„Ja, sie war schon früher immer so ungeschickt.“ Meine Mutter tauchte neben dem Fremden auf, sah dabei so elitär aus wie eine der alten Hollywood-Diven und lachte auch genauso gekünstelt. „Glaub mir, Bernhard. Wenn es irgendwo ein Fettnäpfchen gibt, Anna findet es.“

Die weiteren Anwesenden, Freunde meiner Schwester und irgendwelche Verwandten, allesamt mit fröhlich wirkenden Herzchenballons, Fähnchen und Schildern mit Trauringen ausgestattet, kicherten zustimmend. Ich räusperte mich. Obwohl ich mich enorm vorgeführt fühlte, war Anna schließlich anwesend und durchaus in der Lage, selbst zu reden.

Meine Mutter schien davon nicht überzeugt zu sein.

„Anna, mein Schatz. Sag doch was!“ Sie trat neben mich und half mir, die missliche Lage ein wenig zu richten, indem sie meinen nassen Mantel abklopfte und sich mir als Stütze anbot.

„Das kommt davon, wenn man bei dem Wetter mit solchen Schühchen rausgeht“, schimpfte sie und hielt anklagend den Schuh nach oben. Der Absatz baumelte fröhlich an der Seite herab. „Sie ist ja immer so modebewusst, die Anna.“

Ich sah zu Bernhard, der von meinem Modebewusstsein nicht ganz überzeugt zu sein schien, und konnte spüren, wie meine Wangen heiß wurden. Wahrscheinlich hatte ich mich optisch inzwischen meinem roten Schal angepasst. Und Tomatenrot war nun wirklich noch nie en vogue gewesen.

Außerdem konnte es nur einen einzigen Grund geben, warum meine Mutter noch keinen mittelschweren Wutanfall ob des versauten Teppichs und der unterbrochenen Überraschung bekommen hatte: Ich war wie ein blindes Huhn in einen ihrer Verknüpfungsversuche gehüpft und befand mich direkt vor einem potentiellen Kandidaten, der mich nun für ein tomatenrotes, einbeiniges Weitspringweltmeisterschaftskänguru mit Tendenz zum Spagatmachen hielt.

Gut gemacht, Anna.

Zum ersten Mal wandte ich meine volle und ungeteilte Aufmerksamkeit Richtung Bernhard – und überlegte, ob er einen zweiten Kandidaten gefressen hatte.

Nein, entschied ich. Bernhard war nicht fett, er war durchtrainiert. So durchtrainiert wie Conan der Barbar. Bernhards Problem war nur, dass er bei 1,69 m breiten Muskeln auch 1,69 m groß war und mir damit genau bis zu den Augenbrauen ging. Allerdings konnte ich mich aufgrund dieser Figur mühelos hinter ihm verstecken. Eine Eigenschaft, die man besonders in peinlichen Momenten nicht außer Acht lassen sollte und die durchaus auf meiner Top-Ten-Liste der potentiellen Eigenschaften meines Traummannes stand.

„Hallo“, grüßte ich, warf einen missmutigen Blick auf die Meute sowie das hängende Banner, welches ein Bild von meiner Schwester und ihrem aktuellen Freund aufgedruckt hatte, und schlüpfte mehr oder weniger elegant aus dem anderen Halbstiefel.

„Ja, wahrlich elegante Schühchen“, kommentierte Bernhard und für einen Moment flammte Hoffnung in mir auf. Sollte Conan etwa Humor besitzen?

Ich blickte auf, doch was ich irrtümlich für einen Charakterfehler gehalten hatte, den meine Mutter nie tolerieren würde, erwies sich als Sarkasmus. Immerhin galt er meiner Mutter.

„Sie ist nicht das Model, das du mir versprochen hast. Eher eine Marilyn Monroe.“ Bernhard grinste und glaubte anschei-

nend, seine Bemerkung durch dieses Lippenverziehen in einen Spaß für alle zu verwandeln. Hallo? Hier war niemand taub. Ich auch nicht. Hilfesuchend sah ich meine Mutter an, weil ich vor der versammelten Mannschaft plötzlich keinen einzigen Ton mehr herausbekam. Gott, war das peinlich.

„Nein, aber sie ist beweglich!“, meinte meine Mutter hilfsbereit.

„Mama!“, flüsterte ich empört und fragte mich, ob man sich zu Tode schämen konnte. Ich spürte, wie ich noch röter wurde.

„Ist schon gut, Kindchen.“ Sie tätschelte meine Hand. „Bernhard ist nur ein wenig nervös, genau wie du.“

Ich? Ich hatte bis vor wenigen Sekunden nicht einmal gewusst, dass Bernhard existierte, geschweige denn, dass ein Job als übellauniger Vorgartenzwerger in unserem Haus zu vergeben war.

„Er ist deine Begleitung für die Party heute Abend.“

„Welche Party heute Abend?“ War ich schwer von Begriff oder hatte ich etwas verpasst? Wieso fand bei uns zu Hause eine Party statt und wieso hatte ich nichts davon gewusst, schließlich wohnte ich hier?!

„Was denkst du, warum wir hier alle stehen und Überraschung schreien?“, meinte meine Mutter.

„Oh“, machte ich. Immer noch komplett verständnislos. „Und warum wusste das jeder außer mir?“

„Weil du ungeschickt und tollpatschig bist und dazu neigst, solche Überraschungen zu ruinieren?!“, schlug meine Mutter laut vor. „Weil du dich entweder verplapperst oder einen Hinweis liegenlässt oder es auf irgendeine andere Weise schaffst, alle Vorbereitungen zu ruinieren?! Erinnerst du dich an den zwanzigsten Geburtstag deiner Schwester oder an die Feier zu ihrer bestandenen Prüfung? Du hast es geschafft, ihr den Eid des Hippokrates kaputt zu machen.“

Aber doch nur, weil jemand – sie – mein Mikrofon nicht ausgemacht hatte, als ich zur Toilette gegangen war! Ich blick-

te mich um, aber obwohl ich damals trotz der peinlichen Situation alle auf meiner Seite gehabt hatte, widersprach meiner Mutter niemand. Und ausnahmsweise lachte auch keiner. Was die Sache nur noch schlimmer machte. Mitleidige Blicke konnten durchaus körperlich weh tun. Immerhin hatten die Gäste den Anstand, sich dabei langsam wieder in die Löcher zurückzuziehen, aus denen sie gesprungen waren.

„Was für eine Überraschung denn überhaupt?“ Ich versuchte, die Leute, das Banner und die Herzballons, Schilder und Flaggen mit zwei ineinander verschlungenen Ringen zu einem großen Ganzen zusammenzusetzen. Und ich ... mir blieb der Mund offen stehen.

„Nach nur drei Monaten ein Heiratsantrag? DAS wird eine Überraschung!“, platzte es aus mir heraus.

„Oh, eine Überraschung?“, fragte die melodischste Stimme, die ich kannte, aus dem Flur. Wesentlich leiser als ich zuvor und gänzlich ohne Zwischenfälle musste meine Schwester unbemerkt von uns allen das Haus betreten haben. Sekunden später und viel zu früh sah sie ins Wohnzimmer. „Ich liebe Überraschungen!“

Sie erwischte die meisten Gäste beim Versuch, sich hastig zu verstecken. Und da das Licht an war, war die Überraschung augenblicklich sichtbar. Meine Mutter warf mir einen Blick zu, als sei jede dieser Kleinigkeiten meine persönliche Schuld und vor allem absolute Absicht gewesen.

„Überraschung!“, verkündeten die halb sichtbaren Gäste auch gleich deutlich weniger enthusiastisch als beim ersten Mal.

„Oh, wie schön!“ Sabine schlug die Hände vor dem perfekt geschminkten Mund zusammen, als könne sie es kaum fassen, Welch ein Aufwand wegen ihr oder wegen irgendetwas, das mit ihr zusammenhing, betrieben wurde.

Waren denn alle anderen wirklich so blind? Dass Sabine genauso eingeweiht gewesen war wie alle anderen – also alle außer mir –, zeigte doch schon ihr Outfit. Es

bestand ausnahmsweise nicht aus einer Jeans und einem Arztkittel. Mein Blick wanderte über ihre sorgfältig hochgesteckten blonden Haare, das hübsche helle Kleid und von dort zu den ebenso hübschen und hellen Schühchen. Irgendwie hatte es meine Schwester nicht nur sauber hierher geschafft, sondern auch trocken durch den Regen.

„Ist das für mich?“ Sie deutete auf alles, was sich vor ihr befand, die Gäste eingeschlossen, und errötete. Doch im Gegensatz zu meinem Rot beschränkte sich ihres auf die Wangen und stand ihr ganz ausgezeichnet.

Konnte man Rotwerden vor einem Spiegel üben? Falls ja, musste meine Schwester Stunden vor ihrem Abbild verbracht haben. Ihre Röte war pure Perfektion.

„Sabine“, ihr Freund trat vor und hielt neben seinem Sabine-und-Gregor-Fähnchen einen weiteren Gegenstand in der Hand. Mich ignorierend, schob er sich zwischen meine Schwester und mich und kniete nieder. Alles hielt kollektiv die Luft an. Sogar ich.

Gregor ließ das Schmuckkästchen aufschnappen und dank seiner knienden Position konnte jeder den schicken silbernen Ring sehen, der vermutlich ein Vermögen gekostet hatte. „Willst du meine Frau werden?“

Sabine fächelte sich mit den Händen Luft zu, dabei wuchs ein langsames Strahlen auf ihrem Gesicht. Ich würde jede Wette eingehen, dass sie auch diesen Effekt stundenlang vor einem Spiegel eingeübt hatte.

„Nichts lieber als das!“, hauchte sie laut und vernehmlich. Mit einer Eleganz, die Grace Kelly zu Ehren gereicht hätte, ließ sie sich von Gregor den Ring über den Finger streifen. Er passte wie angegossen und wirkte wie extra für sie gemacht. Wahrscheinlich war er es auch.

„Siehst du?“, zischte mir meine Mutter leise ins Ohr. Laut genug, um auch die restliche Stimmung beinahe abzutöten. „So fängt man sich einen gut aussehenden, netten und vermögenden Mann und perfekten Schwiegersohn.“

„Danke“, meinten Sabine und Gregor unisono, ohne einander aus den Augen zu lassen. Offenbar kümmerte es sie herzlich wenig, dass meine Mutter wirkte wie der Teufel, der gerade zwei Seelen wenn auch nicht einkasiiert, so doch zumindest erfolgreich verkuppelt hatte, um andere direkt in die Hölle des Neides zu führen.

Erst als alles applaudierte, riss ich mich von dieser Vorstellung los und stimmte ein. Schließlich meinte meine Mutter es ja nur gut mit mir. Nur ihr gut war halt nicht meines.

Als hätte sie meine Gedanken gelesen, schob sie mich ein Stückchen vorwärts. „Ihr könnt mir beim Essen helfen, Kinder. Bernhard, Anna: Zeit, euch abseits des ganzen Rummels romantisch zu beschnupern.“

Bevor ich begriff, dass Mama mich nicht nur verkuppeln, sondern auch allein meinem Schicksal überlassen wollte, war sie schon wieder durch die Tür verschwunden. Dabei war es ihr irgendwie gelungen, mein Blind Date ebenfalls in die Küche zu verfrachten.

Verwirrt starrte ich Bernhard an und korrigierte meine Meinung. Ich war nicht nur mit Zwergen-Conan verabredet worden, sondern ich war wahrscheinlich seine letzte Chance auf die große Liebe. Schließlich war er die wandelnde Katastrophe und nicht ich. Und wahrscheinlich war auch genau das der Grund, warum er so übel gelaunt war. Wenn ich schon die letzte Alternative war, konnte es nicht gut um seine Zukunft stehen, oder?

„Also Bernhard, wollen wir?“, sprach meine gute Erziehung und deutete auf die bereitgestellten Teller, die Bestecke und die Tür zum Esszimmer.

„BERhard“, tadelte er, setzte sich aber in Bewegung und nahm einen großen Stapel Teller an sich.

„Wie der Bär?“

„Ihre Mutter hat mir nicht verraten, dass Sie rote Haare haben“, lenkte Bernhard ab.

„Habe ich aber.“ Ich blies eine Strähne aus meinem Gesicht und trat durch die Tür in den liebevoll gestalteten Raum. Genaugenommen waren die Haare das einzige an mir, das ich wirklich mochte. Schöne dicke Haare mit widerspenstigen Locken. Ein wenig beleidigt stellte ich die großen Gefäße mit dem Besteck ab.

„Ich mag Blond“, meinte mein Blind Date. Aber seine Stimme klang so neutral, dass ich es ihm einfach nicht übelnehmen konnte.

„Und ich Männer mit einem echten Namen, Bärhard.“

Wir sahen uns an. Und tatsächlich. Seine Mundwinkel zuckten. Dann lachte er. „Sie haben Humor.“

„Ja, nicht wahr?“ Jetzt, wo nicht mehr dreißig Leute um mich herumstanden und meine Mum auf einen Fehler von mir lauerte, konnte ich sogar wieder schlagfertig sein – oder überhaupt sprechen.

Wir musterten uns. Und obwohl mir nicht wirklich gefiel, was ich sah, beschloss ich, es auf einen zweiten Eindruck ankommen zu lassen. Jeder hatte eine Chance verdient. Schließlich konnten nicht alle Männer volles Haar haben. Oder überhaupt Haare. Also genug Haare für den ganzen Kopf.

Ich schniefte leicht, als mein Verstand wieder einsetzte und meine Erziehung verdrängte. Was dachte ich da überhaupt? Die Frisur, wenn man sie denn so nennen wollte, war fürchterlich und auf keinen Fall einen zweiten Eindruck wert. Im besten Fall einen Mach2-Rasierapparat. So etwas hatte ich das letzte Mal bei Herrn Jobert gesehen. Damals war ich vierzehn gewesen und Herr Jobert, seines Zeichens Lateinlehrer, stand kurz vor der Pensionierung. Und selbst da war es schon absolut unmöglich gewesen, seine Seitenhaare über die Glatze auf dem Oberkopf zu kämmen.

„Wäre es nicht einfacher, die Haare kurz zu tragen, oder komplett abrasiert als echte Glatze?“, erkundigte sich eine Stimme.

Einen Moment lang wunderte ich mich, wer das gesagt hatte. Doch erst beim entsetzten „Anna“ meiner Mutter wurde mir klar, dass die Worte aus meinem Mund gekommen waren. Mit einem anklagenden Ausdruck bog die Frau, die mich geboren hatte, um die Ecke und musterte mich, bis ich meinen Blick abwandte und lieber die Innendekoration, bestehend aus 333 liebevoll arrangierten Putten, betrachtete. Erst als ich in ihren Augen demütig genug wirkte, wandte sie sich Bernhard zu und nutzte die Flasche und die beiden Gläser, die sie trug, um ihm eins ihrer speziellen Schnäpschen für besondere Anlässe zu kredenzen. Sekunden später stellte meine Mutter ihre Fähigkeit unter Beweis, jedwede Handlung mit einem stummen Vorwurf zu versehen. Zum Beispiel Schnäpschen Einschütten. War die Handlung bei Bernhard noch fröhlich und schwungvoll gewesen, schwang bei meiner Flüssigkeit eindeutig eine Botschaft mit. Eine Warnung, mich ab sofort vernünftig zu benehmen.

Dabei konnte ich nichts dafür. Wirklich nicht. Aus irgendeinem Grund trug ich als einzige Person in der Familie ein Ehrlichkeitsgen in mir. Hatte ich von meinem Vater geerbt. Behauptete zumindest meine Mutter. Mein Vater konnte sich nicht mehr gegen diese Verleumdung wehren, er hatte die Familie verlassen, als ich zehn Jahre alt war. Wahrscheinlich, weil außer ihm und mir niemand ehrlich war.

„Nein, nein, ich denke, bei meiner Kopfform wäre das keine Option. Ich würde albern aussehen. Wie Bruce Willis.“ Bernhard trank seinen Schnaps auf Ex und verzog keine Miene. Dann begann er zu strahlen. „Sehr lecker!“, lobte er.

„Ich kann jetzt nicht behaupten, dass Bruce Willis albern aussieht“, murmelte ich ein wenig kleinlaut. Immerhin war meine Mutter noch im Raum. Obwohl sie dabei war, ihre engelhaften Nippesfigürchen auf dem Sideboard

zu rearrangieren, und sich dabei langsam gen Tür vorgearbeitet hatte, war ihre teuflische Präsenz hinter mir noch deutlich zu spüren.

Ich nippte an dem Getränk und verschluckte mich beinahe augenblicklich. Geschmack und Konsistenz erinnerten eher an ein Beizmittel als an einen Schnaps. Ich stellte das Pinnchen auf den Tisch und versuchte, ein Husten zu unterdrücken.

„Was machen Sie ansonsten den lieben langen Tag, wenn Sie gerade nicht auf den Haaren oder dem Namen anderer Leute herumhacken, meine rothaarige Schöne?“ Berhard zwinkerte meiner Mutter zu und mir wurde spontan übel. Er war hier, weil er sie attraktiv fand. Und mit ihr flirtete.

Mama kicherte wie ein Schulmädchen, schien das Ganze aber für einen wahnsinnig lustigen Scherz zu halten. „Ach, Berhard.“

Mein Magen vollführte eine Kapriole und nur mühsam konnte ich ein Würgen zurückhalten, als mir meine Fantasie einen bärartigen Zwergen-Conan mit Halbglatze als neuen Stiefvater vorgaukelte.

„Lesen“, presste ich trotzdem zwischen zusammengekniffenen Lippen hervor.

„Sie studiert!“ In der Stimme meiner Mutter schwang so etwas wie schlecht gespielter Stolz mit. Sie musste kurz den Raum verlassen haben, denn auf einmal erfüllte Essensgeruch die Luft und die ersten beiden Schüsseln wurden neben mir auf den Tisch gestellt. Frikadellen und Kartoffeln.

„Ah, interessant“, behauptete Berhard.

Ich hielt die Luft an. Jetzt würden all die unangenehmen Fragen kommen. Sie kamen immer.

Zu meiner Überraschung beugte sich Berhard vor, nahm eine Gabel, pickste in eine Frikadelle und biss ab, ohne Knigge zu Rate zu ziehen. „Ich bin Immobilienmakler. Selbständig.“

Erleichtert atmete ich aus. Keine Fragen an mich. *Danke, lieber Gott!*, dachte ich und dankte ihm Sekunden später auch für meine Fähigkeit, Redende auszublenden. Sie hatte mir nicht nur an der Universität schon manchen guten Dienst erwiesen, sondern kam mir auch hier zugute. *Dumdidum...*

Eine halbe Stunde später, alle anderen unterhielten sich gut oder tanzten im Wohnzimmer, redete Berhard immer noch auf mich ein und verhinderte, dass ich vom Esszimmer zur Party gelangte. Meine beste Freundin Nina war inzwischen schon zweimal vorbeigeschlendert, hatte mich aber nicht loseisen können, und selbst Sabine sah aus, als hätte sie Mitleid mit mir.

„Großartig“, murmelte ich, als sie mir mit einem aufbauenden Lächeln ein volles Pinnchen aus der schier unerschöpflichen Schatzkiste meiner Mutter in die Hand drückte und gleich wieder verschwand, um mich meinem Schicksal zu überlassen.

Inzwischen fragte ich mich, ob der Kerl auch einen „Aus“-Knopf hatte. Doch anscheinend hatte er mein beharrliches Schweigen als intensives Zuhören gedeutet und war nicht mehr zu bremsen.

Und natürlich war ich viel zu gut erzogen, um ihn zu korrigieren. Stattdessen meinte ich: „Tja, jetzt weiß ich mehr über Häuser und den deutschen Immobilienmarkt, als ich je hatte erfahren wollen.“

„Ist alles immens wichtig zu wissen.“

„Ja, für einen Immobilienmakler.“ War ich aber nicht. Schon vergessen? Hallo?

„Bietet ihr auch Praktika an?“, erkundigte sich meine Mutter, die sich mit dem Nachtsch zu uns gesellt hatte. Natürlich würde sie von dem ganzen Süßkram nicht ein einziges Gramm zunehmen, Berhard würde es sich locker abtrainieren – und ich? Ich würde meine Süßkramgrammzahl zunehmen und per Gedankenübertragung oder geheimem Voodoozauber die von Mama und Berhard gleich dazu.

„Könnte Anna nicht bei dir ein Praktikum machen?“

„Ein Praktikum?“ Ich gab mir keine Mühe, mein Entsetzen zu verbergen. Das ging nun wirklich zu weit.

Berhard räusperte sich, peinlich berührt. Offensichtlich hatte dieses Mal meine Mutter in ein Fettnäpfchen gegriffen. Geschickt umschiffte sie die Hürde. „Unbezahlt natürlich.“

„Natürlich.“ Bernhard rang sich ein Lächeln ab. „Aber wir sind ein sehr kleines Büro.“

„Umso besser, dann ist es viel intimer.“ Meine Mutter zwinkerte mir zu, um mir zu symbolisieren, dass sie den selbständigen und gut verdienenden Fisch am Haken hatte. Wenn ich einmal in seinem Büro platziert war, würde selbst ich es nicht mehr schaffen, die Sache zu vergeigen, oder?

Nina, die abermals an mir vorüberschlenderte, prostete mir mit ihrem Sekt zu. Für jeden Außenstehenden eine höfliche, eventuell sogar zustimmende Geste, für mich ihre Art des unauffälligeren Augenverdrehens.

Ich habe keine Zeit für ein Praktikum, ich habe Vorlesungen und Seminare“, protestierte ich und warf Nina einen hilfeschreitenden Blick zu. Vergeblich. Um mir offen beizuspringen, hatte sie viel zu viel Respekt vor meiner Mutter.

„Dummerchen!“ Wieder lächelte meine Mutter Bernhard gewinnend an. „Manchmal ist sie wirklich naiv und süß.“

„Hallo, die naive Süße kann dich hören“, protestierte ich, hätte aber genausogut mit der Wand reden können. Weder meine Mutter noch mein vermeintlicher Verehrer in spe ließen sich dazu herab, mich zu registrieren.

„Ich meinte natürlich erst in zwei Wochen, wenn die Semesterferien beginnen. Da hat sie drei Monate frei.“

„Ich schreibe in der Zeit Hausarbeiten und bereite mich auf Klausuren vor!“, meinte ich, erhielt aber wieder keine Reaktion.

Niedergeschlagen betrachtete ich das Blickduell, welches sich in bester High-Noon-Manier direkt vor mir abspielte. Clint Eastwood war ein Weichei gegen meine Mum, wenn sie sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte. Heute war es

offensichtlich der Fakt, dass Berhard und ich gut zusammenpassen würden. Naja, zumindest dass Berhard einen guten Schwiegersohn abgäbe.

Ich räusperte mich, bis ich endlich die Aufmerksamkeit der beiden wieder auf mich gelenkt hatte. „Ich WILL kein Praktikum machen!“

„Aber Schatz ...“

„Komm mir nicht mit aber Schatz ...“

Zu meiner Überraschung gab sich meine Mutter geschlagen. Auch wenn ihr Blick mir eine Standpauke versprach. Später.

„Gibt es nicht noch ein Dessert?“, erkundigte ich mich scheinheilig mit Blick auf das leergefegte Buffet. Wenn sie sich vor dem Conan-Gartenzwerg nicht blamieren wollte, würde sie spätestens jetzt in dieser Richtung improvisieren.

„Natürlich!“ Sie lächelte mich mindestens genauso scheinheilig an. Meine Mutter konnte nichts aus der Ruhe bringen. Sie hatte immer einen Plan B.

Meistens sogar noch einen Plan C und für die ganz harten Fälle einen Plan D. Hatte bislang auch immer funktioniert. Außer bei mir. Ich schätzte, sie war inzwischen schon einmal das ganze Alphabet durch und wieder irgendwo bei B angelangt.

Trotzdem behielt ich mein Lächeln tapfer bei, bis sie den Raum verlassen hatte, erst dann wandte ich mich wieder Berhard zu.

„Danke für die Praktikums-Rettung“, meinte er und griff nach meiner Hand. „Sie sind ganz in Ordnung.“

„Baggern Sie jetzt mich an oder meine Mutter?“ Ich befreite meine Finger aus seinem Griff. Trotz des flauen Gefühls in der Magenrube konnte ich ihm nicht ernsthaft böse sein. Nur ein Depp hätte versucht, ihn mit mir zu verkuppeln, ohne zu bemerken, wer wirklich das Objekt seiner Begierde war. Herzlich willkommen in meiner Welt.

„Ihre Mutter ist eine Klassefrau.“

„Ja, ist sie.“

„Eine tolle Figur.“

„Mm...“ Meine Mutter und meine Schwester hatten die tolle Figur, ich hatte zwei tolle Figuren. Ich warf einen Blick in die Mitte des Raumes, wo sich eine der besagten Figuren eben aufbaute, um mit ihrem Verlobten zu tanzen. Sie wirkte so unglaublich glücklich, dass ich sie einen Moment lang ernsthaft beneidete. Während sie sich eine gut aussehende, reiche und vor allem nette Sahneschnitte geangelt hatte, blieb mir der Trostpreis als Beschäftigungstherapie.

„Wissen Sie, ich habe es auch nur mit Sport zu einer Traumfigur geschafft. Vorher war ich ein wenig ... füllig.“ Offenbar war Berhard meinem Blick gefolgt und hatte ihn falsch interpretiert.

Hallo? Hatte er das wirklich gesagt, oder hatte ich es mir nur eingebildet?

„Ich bin nicht füllig!“, behauptete ich betroffen. Hatte jemals jemand zu Rubens Frauen gesagt, sie seien füllig? Oder die Venus von Milo wegen ihrer breiten Hüften geschmäht? Marilyn Monroe war doch wohl immer noch erotischer als Kate Moss. „Ich bin gut proportioniert.“

Berhard zuckte mit den Achseln und schob mir eine Visitenkarte zu. Anscheinend war er Hobbyanwerber in seinem Fitnessclub.

„Das ist die Karte von meinem Personal Trainer, der hat bislang noch jeden auf Vordermann gebracht.“

Ja, so weit, bis man einen Erbsenkopf auf einem zu breiten Muskelkörper hatte, dachte ich trotzig.

„Anna!“

Trotz des empörten Ausrufs meiner Mutter und der plötzlichen Aufmerksamkeit aller Anwesenden in Hörweite benötigte ich einige Sekunden, um den bösen Blick Berhards auf mich zu beziehen. Und auf die Worte, die wie von selbst meinen Mund verlassen hatten.

„Das habe ich nicht laut gesagt, oder?“

Doch, natürlich hatte ich. Perfekt. Soviel zu gut erzogen. Aber immerhin ehrlich. Mussten die Gene sein.

„Ich denke, ich lasse die Damen jetzt allein und verabschiede mich.“ Er tippte sich an einen imaginären Hut und deutete eine Verbeugung in Richtung der beiden frisch Verlobten an. „Herzlichen Glückwunsch zur Verlobung und noch eine schöne Feier.“

„Auf Wiedersehen“, murmelte ich, kreuzte aber die Finger hinter meinem Rücken, in der Hoffnung, dass Gott meinen Lügengewunsch als Höflichkeit verstand und nicht als echte Option.

Die Konversationen um mich herum begannen erneut, als Berhard das Zimmer verließ, leiser als zuvor, und ließen mich außen vor. Meine Mutter hetzte hinter ihrem Wunschschwiegersonn – Slash – Freund – Slash – Verehrer hinterher.

„Entschuldigung, Berhard. Ich weiß wirklich nicht, was manchmal in meine Tochter fährt“, flötete meine Mutter laut genug, um die Musik und jedes Gespräch der Feiernden zu übertönen.

„Dabei habe ich überhaupt nicht gesagt, dass irgendetwas mit ihrer Figur nicht stimmt. Ich habe nur gesagt, dass ich füllig war, bevor ich mit dem Training angefangen habe.“ Er klang ziemlich verschnupft.

Und ... Oh mein Gott! Er hatte Recht. Mit keinem Wort hatte er etwas von mir gesagt. Auch wenn man es so auslegen konnte. Also ... ich es so auslegen konnte ... also ... ach verdammt!

„Sie ist sehr empfindlich, was ihre Figur angeht?!“

„Das wird es sein“, stimmte meine Mutter versöhnlich zu.

Die Stimmen wurden leiser, während meine Mutter ihren jungen, sportlichen Barbaren zur Tür begleitete, blieben aber gut hörbar.

„Sie muss wirklich mal Sport machen. Das macht ausgeglichener.“ Berhard klang besorgt und hilfsbereit.

„Das sage ich ihr ständig. Wirklich. Mindestens einmal am Tag“, behauptete die Frau, die mich erzogen hatte und

sich offensichtlich – und sehr laut – gerade meinetwegen in Grund und Boden schämte.

„Und wenn sie nicht zufrieden ist, kann sie das doch ganz leicht ändern und weniger essen. Obwohl ich Marilyn-Monroe-Figuren eigentlich sehr sexy finde.“

„Wem sagst du das?“

„Oder die Haarfarbe ändern. Obwohl es bei ihr wirklich sehr hübsch aussieht. Passt zu ihr.“

„Mit roten Haaren hat man es eben nicht leicht.“

Ich konnte hören, wie sie sich mit einem Bussi voneinander verabschiedeten. Einen auf die rechte Wange, einen auf die linke Wange. Und weil Berhard so ein Netter war, gleich noch einmal.

Nina drückte mir ein weiteres von Mums Schnäpschen in die Hand. „Du siehst so aus, als wenn du es gebrauchen könntest.“

Ich schniefte leise ob meines schlechten Gewissens – Berhard war doch gar kein so Schlechter gewesen ... stand auf Marilyn-Monroe-Körper und fand meine roten Haare hübsch –, trank das Gebräu aber auf Ex. Tatsächlich ging es mir hinterher deutlich besser. So viel besser, dass ich mir noch einmal einschenkte.

Als meine Mutter zurückkam und mich mit einem bösen Blick bedachte, traute ich mich zu fragen: „Wer von uns beiden hat eigentlich die Torschlusspanik?“

Sie zuckte resigniert mit den Schultern. Eine Geste, die bei ihr seltsam elegant und merkwürdig traurig wirkte. „Ach Schatz, ich will doch nur dein Bestes.“

Für einige Sekunden hatte ich das Bedürfnis, sie zu drücken, über ihre silbernen Locken zu streichen und sie zu beruhigen. Nur Ninas Anwesenheit war es zu verdanken, dass ich es nicht tat, sondern erwachsen und selbständig blieb, meiner Meinung treu. „Das weiß ich doch. Aber dein Bestes ist eben nicht mein Bestes.“

„Auf wen wartest du denn? Den Traumprinzen?“

Ja. Ja, eigentlich war es genau das.

Sie tätschelte mir die Wange, als habe sie meine Gedanken gelesen, und untergrub mein tapferes Erwachsensein. „Ich verrate dir ein Geheimnis: Es gibt keinen.“

„Es gibt keinen, oder es gibt keinen für mich?“ Ich kniff die Lippen zusammen und bemühte mich, nicht kindisch aufzustampfen.

Sie blieb mir eine Antwort schuldig und blickte traurig Richtung Gregor und Sabine. Beide der lebende Beweis dafür, dass es für manche in der Familie einen Traumprinzen gab. Nach nur drei Monaten Beziehung.

„Mama, ich weiß jetzt mehr über den deutschen Immobilienmarkt als über Literatur“, lenkte ich ab. Ich musste sie einfach dazu bekommen, mit diesen albernen Verkupplungsaktionen aufzuhören. Denn sie trugen zu einem großen Teil dazu bei, dass mich alle bemitleideten und für beziehungsunfähig hielten. Selbst ich hatte mich bereits einige Male bei solchen Gedanken erwischt.

Doch statt Einsicht zu zeigen, ging meine Mutter auf Konfrontationskurs. „Aber doch nur, weil du nicht viel über Literatur weißt.“

Nina hakte sich bei einer sich nähernden Nachbarin unter und manövrierte sie unauffällig von uns fort. Dabei sah sie so aus, als wünsche sie nichts sehnlicher, als nicht Zeuge des Streits zu sein.

„Ich studiere das!“ Jetzt stampfte ich doch auf.

„Ja schon ... aber doch nicht ernsthaft.“

„Natürlich ernsthaft.“

„Seit neun Jahren?“ Meine Mutter betrachtete mich mitleidig. Anscheinend glaubte sie mir kein Wort. Oder befürchtete, dass ich es selbst glaubte.

Ich zuckte mit den Achseln. Es gab halt verdammt viel Literatur.

„Schätzchen, wie soll je etwas aus dir werden?“, fragte sie mich und ihre Stimme klang so mitfühlend, dass sie mehr

weh tat als ihr Blick zuvor. „Deine einzige Chance ist es doch, einen Mann wie Berhard zu finden. Selbständig, gut aussehend, einigermaßen vermögend und bereit, über dein Äußeres hinwegzusehen.“

Mir blieb der Mund offen stehen. „Über *mein* Äußeres hinwegzusehen?“

Meine Mutter überhörte die Bemerkung und hakte an meinem wunden Punkt nach. Korrektur: an einem weiteren meiner wunden Punkte. „Was willst du werden?“

„Reich und berühmt“, antwortete ich wie aus der Pistole geschossen.

„Hat bisher noch nicht geklappt und wird auch nie klappen. Was ist Plan B?“

Ich seufzte. Ab jetzt konnte man den Dialog mitschneiden und für später aufheben. Wir hatten ihn alle halbe Jahr. Eigentlich immer zu Familienfeiern oder zu besonders peinlichen Ereignissen.

„Bin ich zu spät oder muss sie noch antworten?“, erkundigte sich eine freundliche Stimme hinter mir.

Jaaa... genau solche peinlichen Momente meinte ich. Ich drehte mich zu meiner großen Schwester um. Dass Sabine mich um einen ganzen Kopf überragte, trotzdem nur soviel wog wie ich und noch dazu einen Traumjob hatte, machte meine Laune nicht besser.

„Du siehst heute bezaubernd aus.“ Ich konnte das Strahlen meiner Mutter körperlich in meinem Rücken spüren. Es versetzte mir einen tiefen Stich.

„Ich sehe doch immer bezaubernd aus“, hauchte meine bezaubernde Schwester und beugte sich vor, um an mir vorbei unserer Mutter einen Wangenkuss zu geben. Sekunden später bekam ich auch einen.

„Du siehst heute auch toll aus, Mama.“

Einen Moment lang bewunderte Sabine offensichtlich die lässig hochgesteckte silberne Masse und das elegante Make-up mit der Silbernote, dann wandte sie ihre Aufmerksamkeit

mir zu. „Allerdings kann man das von dir heute nicht behaupten.“ Sie musterte mich so besorgt, dass ich schon wieder ein schlechtes Gewissen bekam. „Was ist passiert?“

„Dankeschön auch.“ Ich besann mich auf meine Höflichkeit und räusperte mich. „Herzlichen Glückwunsch zur Verlobung.“

„Danke!“ Sie lächelte ihr perfektes Lächeln, wirkte aber immer noch besorgt. „Ist wirklich alles in Ordnung mit dir?“

Ich nickte stumm und hielt mich in meinen Augen wirklich tapfer. Natürlich sah ich im Gegensatz zu ihr und meiner Mutter nicht gut aus. Sah ich natürlich nie.

Endlich beruhigt drehte sich Sabine zu unserer Mutter. „Ihr seid schon bei der Inquisition?“

„Ja.“

„Oh weh.“ Kurz wirkte Sabine, als wolle sie sich am liebsten wieder aus dem Staub machen, dann warf sie mir einen unglücklichen Blick zu, der ihre innere Zerrissenheit zeigte. Sie war meine Schwester – aber auch Tochter meiner Mutter. Und der würde sie auf gar keinen Fall in den Rücken fallen. So etwas tat man als perfekter Mensch und noch perfektere Tochter einfach nicht.

„Berhard ist so ein toller Mann. Ihr würdet so gut zusammenpassen“, behauptete meine Mutter.

„Er machte einen netten Eindruck“, stimmte meine Schwester um des lieben Friedens willen zu.

„Er möchte eine elfenhafte Blondine zur Freundin haben.“ Unwillkürlich fuhr ich mir mit den Fingern durch meine dicken roten Locken, die Dank meines Regensparzierganges leicht verfilzt waren.

„Wer möchte das nicht?“, meinte Sabine nachlässig, ohne nachzudenken, und lächelte Gregor zu. Und obwohl er sich auf der anderen Seite des Raumes befand und dreißig Leute zwischen ihnen standen, bemerkte er ihren Blick und lächelte zurück.

„Mein Traummann möchte das nicht!“ Wieder widerstand ich dem Drang, trotzig aufzustampfen.

„Kind, für deinen Traummann bist du schon zu alt.“ Meine Mutter sah mich unerbittlich an. *Oh wow.* „Du musst realistisch bleiben.“

„Und einen vierzigjährigen dicken Immobilienmakler mit schütterem Haar und ungepflegten Zähnen nehmen?“ Ich schüttelte mich innerlich bei dieser Überlegung. Da würde ich doch lieber für immer und ewig Single bleiben und bis an mein Lebensende weiter bei Mama wohnen.

„Ach komm, so schlimm ist er nicht. Er verdient sein eigenes Geld, ist charmant und nett ...“, versuchte Sabine zu vermitteln.

„... und hat sehr konkrete Vorstellungen von seiner Traumfrau“, ergänzte ich.

„Es ist nicht falsch, im Leben zu wissen, was man möchte“, meinte meine Mutter.

„Und du weißt es noch nicht so genau, oder?!“, ergänzte meine Schwester hilfsbereit und ohne jeden Vorwurf in meine Richtung. „Hat sich inzwischen etwas ergeben?“

Ich funkelte meine Schwester an. Sie schüttelte ihr goldiges Haar beziehungsweise die Strähnen, die kunstvoll aus ihrer Hochsteckfrisur hingen, und warf mir ihr professionellstes Ich-bin-Ärztin-Lächeln zu.

„Ich weiß immerhin genau, was ich NICHT möchte.“

„Und ein wenig zu viel Körperfett hast du wirklich.“ Wieder glitt ihr Blick über mich und meine Figur und wieder wirkte sie extrem besorgt. Ein wenig, als berechne sie bereits geistig meine geschmälerte Lebenserwartung.

„Ich bin NICHT moppelig!“

„Wann warst du das letzte Mal auf der Waage? Du musst wirklich mehr auf dich und deine Gesundheit achten. So ist das nicht gesund.“ Der leise und vor allem besorgte Ärztinnen-Tadel in ihrer Stimme war nicht zu überhören.

„Mein BMI ist vollkommen in Ordnung.“

„Das Spektrum ist bekanntlich groß und in der Mitte lebt man am gesündesten, und wenn man am oberen Ende entlangschrappt ...“

„Dünne Schnepfe“, murmelte ich.

„Der BMI ist nicht bestechlich oder verhandelbar, alles wissenschaftlich bewiesen“, lächelte sie, ohne sich aus der Ruhe bringen zu lassen. Etwas, das ich an ihr stets bewundert hatte und das mich gleichzeitig immer wieder in den Wahnsinn trieb.

„Kinder.“ Meine Mutter klatschte in die Hände und wir unterbrachen unsere freundschaftliche Diskussion, die wir schon seit fast zwanzig Jahren miteinander führten. Als perfekter Mensch war es anscheinend vollkommen unverständlich, dass andere Menschen eben nicht von Natur aus perfekt waren und es vielleicht auch niemals sein würden.

„Ihr seid beide in Ordnung, wie ihr seid. Hauptsache gesund“, beschwichtigte meine Mutter. Dann wandte sie sich mehr zu Sabine. „Wie war denn dein Tag sonst so?“

„Ich habe heute drei OPs gehabt, eine durfte ich sogar durchgehend leiten.“

„Wow.“ Unsere Mutter wirkte ehrfürchtig und schien um ein oder zwei Zentimeter zu wachsen.

Ja, wow. Ich hatte eine meiner Hausarbeiten wiederbekommen, mit einer Eins, und eine Klausur mit einer Zwei plus. Sehnsüchtig dachte ich an die beiden Dokumente in meiner Tasche.

„Verdammt!“, fluchte ich herzhaft. Der Regen! Ohne auf meine Mutter oder Sabine zu achten, drehte ich mich auf dem Absatz um und hetzte zur Garderobe. Meine Tasche lag achtlos neben zahlreichen Schuhen auf dem Boden und eine hastige Untersuchung des Inhaltes beförderte zahlreiche feuchte Unterlagen und mein tropfendes, heiß geliebtes italienisches Vokabelbuch ans Tageslicht. „Verflixt“, fluchte ich abermals. Natürlich waren auch die wichtigen Dokumente pitschenass geworden und die Seiten

klebten zusammen. Die mit Rotstift geschriebenen Notizen am Rand der Klausur waren verlaufen.

„So typisch“, murmelte ich und schluckte heftig an der Enttäuschung. Dieses Mal über mich selbst.

„Was ist das?“, meine Schwester kniete sich neben mich und betrachtete das Desaster.

„Eine Klausur.“

Sie verdrehte die Augen, versorgte mich aber augenblicklich mit Taschentüchern und Weisheiten. „So etwas tut man in eine Klarsichthülle.“

Klar, in eine Klarsichthülle. Wie das gesamte Leben meiner perfekten Schwester. Das gesamte perfekte Leben in einer perfekten Klarsichthülle. Wenn ich ein perfektes Leben hätte, würde ich es auch in eine Hülle stecken, dachte ich und musste mir eingestehen, dass sich das bei meinem Leben wohl kaum jemals lohnen würde. Der Gedanke stimmte mich nur ein bisschen traurig. Hauptsächlich machte er mich wütend.

„Und wenn man keine hat?“

„Man hat immer eine. Und man ist organisiert.“ Sie tupfte wie wild auf der Seite herum, aber es gelang ihr im Gegensatz zu mir, die mit Rotstift geschriebenen Anmerkungen nicht zu verwischen.

„Ja, man. Aber Anna doch nicht!“, meinte meine Mutter.

Sie kicherte, als hätte sie gerade einen tollen Witz gerissen. Meine Schwester schenkte mir ein mitleidiges Lächeln über ihr Tupfen hinweg. Es war schlimmer als jeder Kommentar meiner Mutter. Ich zuckte zusammen.

„Leg sie einfach auf die Heizung und hoffe, dass sie nicht zusammenkleben, wenn sie wieder trocken sind“, schlug eine beherzte Stimme vor.

Ich schluckte die Tränen runter. „Danke, Nina!“

Sie reichte mir ihre Hand und half mir auf die Beine. Ungefragt drückte sie mir einen weiteren Schnaps in die Hand. Er schmeckte nach Himbeere und das war mit Sicher-

heit eine Geschmacksrichtung, die weder der erste, noch der zweite oder der dritte gehabt hatten. War aber lecker.

Sabine legte die zusammengepappten Seiten auf die eine Heizung, die von ihr geretteten ordentlich nebeneinander auf die zweite Heizung.

„Was ist denn hier los?“ Sabines Freundin Hagar bog neugierig um die Ecke und bezog bei uns Stellung.

„Nichts!“, fauchte ich. War ja klar, dass die zu meinem Glück nicht fehlen durfte.

„Ach, Anna hat nur ihre Unterlagen dem Regen ausgesetzt“, meinte meine Mutter nonchalant, als würde sie über das Wetter reden. Tat sie irgendwie ja auch.

„Wichtige?“, erkundigte sich die hagere Nervensäge mit einem Ausdruck, den nur eine perfekte und liebenswerte Blondine wie meine Schwester als unschuldig bezeichnen würde.

„Nein, ich mache immer nur einen Aufstand wegen unwichtiger Unterlagen“, behauptete ich und wünschte mir, genau diese Art von Schlagfertigkeit in jeder Lebenslage zu besitzen. Aber genau hier war meine Belastbarkeitsgrenze erreicht.

Deswegen beschränkte ich mich darauf, Hagar wütend anzufunkeln.

Sie lächelte zurück. Sanft. Ein absolut falscher Ausdruck für ihr Gesicht. Doch weder Mama noch Sabine bemerkten es. Anscheinend hielten sie Hagars Lächeln für echtes Mitgefühl oder Bedauern. Ha!

„Naja ... solange du deine bestandenen Kurs- und Klausurscheine alle vorlegen kannst, steht ja deiner baldigen Prüfung nichts im Wege, oder?“, meinte sie und bewies damit nicht nur ein erstaunlich mieses Taktgefühl, sondern auch, dass Sabine sie in mehr von meinem privaten Kram einweihte, als mir lieb war.

Ich drehte mich zu ihr um. Sie zuckte mit den Schultern. „Ach komm, als große Schwester darf man doch mal stolz sein?“ Sie deutete auf die Unterlagen. „Es fehlt

doch in Wirklichkeit nur noch eine einzige Übersetzungsklausur, damit du dich zur Endprüfung anmelden kannst, oder? Das ist ein Grund, sich zu freuen! Du bist bald ein Magister!” Sie strahlte mich an und für einen Moment fühlte ich mich wirklich wie etwas Besonderes. So musste sich Sabine den ganzen Tag lang fühlen.

„Mmm...”, machte ich. Ein Laut, den man als Zustimmung oder Ablehnung interpretieren konnte – so konnte ich später das eine oder andere vielleicht doch noch leugnen.

„Ich habe nämlich neulich mit Gregor darüber gesprochen und der hat sich schlau gemacht. Wusstest du, dass du noch nach der Studienordnung von 2004 studierst?” Sabine lächelte immer noch, als sei sie für den Friedensnobelpreis nominiert worden. Dabei hätte ich diesen Preis wohl eher für mein derzeitiges Ruhigbleiben und meinen halbwegs lässigen Gesichtsausdruck verdient.

Danke auch, Gregor. Dabei war er doch bislang mein liebster Lieblingsschwager gewesen. Geistig verdrehte ich die Augen.

„Ich bin so stolz auf dich”, behauptete Sabine und umarmte mich spontan. Eine Geste, die mich vor Scham beinahe im Boden versinken ließ. Vor allem, weil ich manchmal so gemeine Gedanken hatte ... siehe Friedensnobelpreis.

„Was ist das denn für eine Übersetzung? Welche Sprache?” Zielstrebig wie eine Hexe und unaufhaltsam wie eine Naturkatastrophe hatte meine Mutter genau die Frage gestellt, vor der ich mich gefürchtet hatte.

„Französisch-Deutsch”, murmelte ich resigniert.

Eine sprachlose Sekunde lang starrten alle das vom langjährigen Lernen abgenutzte Italienischbuch an, dann gab es kein Halten mehr.

Das Lachen von meiner Mutter und Hagar verfolgte mich ebenso wie der entgeisterte Blick meiner Schwester, bis ich endlich in meinem Zimmer war und eine Tür zwischen mich und den Rest der Welt gebracht hatte.

ZUKUNFTSPÄNE

Meine beste Freundin sah angespannt zu, wie ich bemüht elegant und ziemlich angetrunken zu meinem kleinen Sofa trippelte. Dabei sah ich vermutlich weniger aus wie Grace Kelly als vielmehr wie eine watschelnde Ente, zumindest bemerkte ich, wie Ninas Augenbrauen langsam nach oben wanderten. Schließlich war ihre Miene so vorwurfsvoll, dass ich sogar meine erste Einschätzung von mir selbst noch einmal nach unten korrigierte: Da sie wegen meines aktuellen Zustandes aussah wie die vorwurfsvolle Miss Piggy, musste ich wohl Kermit der Frosch sein.

Bei dem Gedanken wuchs der Kloß in meinem Hals noch ein wenig mehr an und schaffte es, schwerer und kälter zu werden. Weil Kermit der Frosch bei all seinen Fehlern dünn war – und vor allem liebenswert.

Es dauerte einen Moment, bis ich begriff, dass das leise, kreuzunglückliche Schluchzen mein eigenes war. Schlagartig zog es mir die Beine weg. Zum Glück gelang es mir, auf der weichen Sitzgelegenheit zu landen. Leider seitenverkehrt und mit dem Kopf voran. Sofort nutzte ich die Gelegenheit, mein Gesicht in den Kissen zu vergraben und herzlich zu schniefen. Die Welt war einfach ungerecht, niemand mochte moppelige rothaarige Frauen mit einem Hang zur Schusseligkeit.

„Sind wir jetzt nicht ein bisschen zu theatralisch?“ Nina schob meine Hüfte ein wenig zur Seite und setzte sich neben meinen ausgestreckten Körper, um tröstend meine Schulter zu tätscheln. „Es war doch nur eine Verlobung, keine Beerdigung.“

Ich schniefte noch ein wenig lauter, weil es doch auf dasselbe hinauslief. Nämlich auf: „Bald ist sie weg. Und sie ist so ... nett und schön und erfolgreich und organisiert und verliebt und überhaupt ... ich hab sie so lieb.“

Ich merkte, dass ich meine Gedanken laut ausgesprochen hatte, sah auf und versuchte, die Tränen aus meinen Augen fortzublinzeln. Mit dem Ergebnis, dass ich mich wie eine kurzsichtige Eule fühlte und noch weniger sah.

„Ich hab sie so lieb“, wiederholte ich nachdenklich. Wieder schossen mir Tränen in die Augen. Dieses Mal, weil ich auch diese Tatsache ins Negative ziehen konnte, da meine Gefühle eben nicht nur in diese Richtung tickten.

„Und ich bin missgünstig und neidisch!“, beschloss ich deswegen.

„Nein!“ Ninas Klopfen wurde resoluter. „Du hast einfach nur Pech.“

„Mit Pech hat das nicht viel zu tun“, konterte ich, überlegte aber einen Moment lang ernsthaft, ob es vielleicht doch als Pech gelten konnte, überhaupt als ich geboren zu werden.

„Der richtige Mann kommt schon noch“, tröstete Nina, weiterhin klopfend. Allerdings riet sie in die komplett falsche Richtung. Schließlich war ich doch wütend auf mich, weil ich weder so war wie meine Schwester, noch meiner Schwester gönnte, so zu sein. So perfekt. Und nicht so missgünstig wie ich.

„Ich will keinen Mann“, protestierte ich unter Ninas langsam unangenehm werdendem linkischen Klopfen und wusste, dass ich nicht die Wahrheit sagte. Schon wieder. Grundsätzliches Lügen schien sich zu meinen vielen schlechten Eigenschaften gesellen zu wollen. Wahrscheinlich würde es in wenigen Minuten pathologisch werden.

„Ich will jemanden, der mich so liebt, wie ich bin“, gab ich zu, um irgendetwas chronisch Werdendes zu verhindern. Außerdem vergab ich mir mit dieser Offenbarung nichts. Schließlich war meine Zusammenfassung ein Grundwunsch, den so gut wie jedermann hatte.

Ja, aber die meisten haben auch eine realistische Chance, flüsterte eine gehässige Stimme in meinem Hinterkopf. Sie klang verdächtig nach meiner Mutter.

„Ich liebe dich!“, meinte Nina. Inzwischen schmerzte ihr Klopfen tatsächlich. „Und deine Schwester liebt dich auch.“ Klopf.

Ich sah mich – Klopf – genötigt, mich aufzusetzen, damit meine Freundin wenigstens eine andere Stelle von mir ausgiebig verprügeln konnte.

„Die Feier war furchterlich, ich hasse es ...“, murmelte ich und griff nach der Wasserflasche, die sich auf meinem kleinen, chaotischen Beistelltisch befand und sich den knappen Platz mit zahllosen Büchern, Magazinen, Notizzetteln und Loseblattsammlungen teilte. Etwas, das meine Mutter, die mindestens einmal täglich unangemeldet in mein kleines Reich hineinplatzte, um mich zu kontrollieren und daran zu erinnern, dass ich noch zu Hause wohnte, hasste wie die Pest.

Wahrscheinlich antwortete mein Unterbewusstsein deswegen mit Chaos, dachte ich in einem kurzen Anflug von Trotz und fühlte mich direkt im Anschluss schuldig. Doppelt. Einmal, weil ich meiner Mutter immer noch zur Last fiel, wie sie nicht müde wurde zu betonen, und einmal, weil mein Unterbewusstsein vielleicht sogar Recht hatte.

„Es war nur eine Verlobung“, versuchte mich Nina erfolglos zu trösten. Immerhin hatte sie ihre Handbewegungen eingestellt und ließ ihre Rechte einfach nur noch auf meinem Unterarm ruhen. Ich beschloss, sie nicht weiter zu provozieren, sondern mit ernstesten Argumenten anzutreten.

„Ja“, stimmte ich zu, „aber bald kommt die Hochzeit – und ich kann im rosa Brautjungfernkleid zusammen mit meiner Mutter im Kampf um die letzten Junggesellen eine Tortenschlacht machen!“

Schlagartig änderte sich Ninas bewölktetes Antlitz und sie prustete ohne Übergang los.

„Das ist nicht witzig!“, keifte ich halbherzig und unterzog eines der Wassergläser auf dem Tisch einer intensiven Prüfung. Aber anscheinend hatte ich in einem meiner ordentlichen, klaren Momente vier frische, saubere Gläser neben der vollen Flasche platziert. Schade, dass der ordentliche Moment nicht gereicht hatte, um die Magazine zu sortieren, oder noch besser, um sie ganz zu entfernen.

„Ist es doch!“, widersprach meine Freundin. „Ihr spielt doch nicht einmal in derselben Altersklasse oder mögt dieselbe Männeroptik.“

„Das stört meine Mama nicht.“ Ich konnte fühlen, wie meine Miene dunkler wurde.

„Und Rosa steht dir ja auch viel besser.“ Nina lachte wieder, wurde aber ernster, als ich meinen Arm fortzog, um dem Schlag zu entgehen, der mich beinahe hatte trösten sollen. Ich tarnte mein Ausweichmanöver, indem ich zwei Gläser mit Wasser füllte.

„Klar, mit roten Haaren sieht man in Rosa einfach hinreißend aus!“ Ich strich meine Haare nach hinten. „Nicht einmal Molly Ringwald in *The Breakfast Club* hat darin gut ausgesehen – auch wenn Hollywood es uns glauben machen wollte. Rosa und Rot geht gar nicht!“

„Du kannst dir die Haare färben!“

„Ich kann es auch lassen“, kommentierte ich. Meine Haare waren toll. Das Tollste an mir. Also: das eigentlich einzig Tolle.

„Gregor wird deine Schwester glücklich machen.“ Nina wurde wieder ernst. Dieses Mal gingen ihre Gedanken leider in die richtige Richtung.

„Ich kann sie nicht ausstehen“, schniefte ich sehr ehrlich und ernsthaft erleichtert. Anscheinend war ich dem pathologischen Lügen gerade noch von der Schippe gesprungen – oder vom Alkohol runtergestoßen worden.

Nina sah mich tadelnd an. „Du liebst sie.“

„Ja“, gab ich zu, „aber ich kann sie trotzdem nicht ausstehen.“

„Wieso?“ Nina runzelte die Stirn, während sie versuchte, meinen Gedankengängen zu folgen. „Wie kann man denn deine Schwester nicht ausstehen können?“

„Genau deswegen!“ Ich nickte heftig. „Weil sie so ist ... so ... perfekt.“

Nina sah mich sehr lange und sehr nachdenklich an, schließlich meinte sie: „Verstehe.“

Verstand sie natürlich nicht, konnte sie auch gar nicht. Und ich konnte es nicht erklären, dafür war mein Kopf zu schwer, waren meine Gedanken zu wirr.

„Das ist kein Mitleidsblues!“, behauptete ich trotzdem versuchsweise und trank einen Schluck Wasser. Er half kein bisschen. „Sie wird hinreißend aussehen im Brautkleid.“

„Wird sie“, bestätigte Nina.

„Du bist keine große Hilfe!“ Ich konzentrierte mich, konnte aber keinen verbalen Zusammenhang zwischen meinen Gedanken, meinen Gefühlen und dem daraus resultierenden Fazit herstellen.

„Hey. Ich gebe mir alle Mühe.“ Sie sah von mir zum Wasser und wieder zurück. So als suche sie ebenfalls einen kausalen Zusammenhang.

„Wobei? Keine große Hilfe zu sein?“, erkundigte ich mich. So langsam bekam ich Kopfschmerzen von meinen Überlegungen.

„Noch Wasser?“

Ich nickte und beobachtete, wie Nina mein Glas füllte.

„Mein Leben ist scheiße!“

„Nur ... konfus.“

Einen Moment hielt sie meinem Blick stand, dann sah sie weg, um in ihrer Handtasche zu kramen. „Paracetamol oder Aspirin?“

„Nicht ablenken!“

Nina sah auf und ihr Gesichtsausdruck war eindeutig mitleidig. „Okay“, gab sie zu, „du hast eine nervige Mutter, eine perfekte Schwester und bist eine hoffnungslose Chaotin, die auf den weißen Prinzen wartet, aber das ist ... normal?!“, versuchte sie.

„Es ist nicht normal, in meinem Alter noch Single zu sein, es ist nicht normal, noch keine Ausbildung oder ein abgeschlossenes Studium zu haben“, betonte ich.

„Und überhaupt keinen Plan im Leben.“ Wie immer fügte Nina ihr Hauptargument hinter meine gewöhnliche Litanei. Doch was in einem Gespräch mit meiner Mutter regelmäßig für Streit und auf meiner Seite für unerschwellige Depressionen sorgte, gehörte bei einer besten Freundin einfach dazu. Außerdem waren Ninas Worte leise genug, damit ich bei akuter Diskussionsunlust so tun konnte, als hätte ich sie nicht gehört.

Aber heute war ich streitsüchtig, deswegen bestätigte ich: „Oder überhaupt keinen Plan im Leben!“

„Das gibst du zu?“ Nina prostete mir mit ihrem Wasserglas zu. „Dann bist du wirklich verzweifelt.“

„Sag ich doch die ganze Zeit.“ Mir war fast schon wieder nach Lachen zumute. Merke: Ein gesunder Galgenhumor ist gut für das eigene Wohlbefinden und pflegt lang gehegte und liebevoll umsorgte Minderwertigkeitskomplexe.

„Was würdest du denn ändern wollen?“, erkundigte sich Nina hilfsbereit. Dabei strahlten ihre Augen beinahe so groß wie die von Bambi. Insgeheim hegte ich schon lange den Verdacht, dass Nina von Walt Disney großgezogen worden war. Nicht nur wegen ihres naiven Glaubens an das Gute im Menschen und an das gute alte Happy End, sondern auch wegen ihrer klassischen Zielorientierung und ihrer Ansicht, man könne alles schaffen, wenn man nur fest genug daran glaubte.

Ich glaubte leider daran, dass ich ein hoffnungsloser Fall war.

„Vielleicht würde Hypnose helfen?“, schlug Nina vor und ihr Bambi-Ausdruck war einem vernichtenden Scar-Blick gewichen. Und wenn schon der junge König der Löwen keine Chance gegen seinen bösen Onkel gehabt hatte, dann ich erst recht nicht.

„Äh ... habe ich laut gedacht?“

„Nein, ich kann Gedanken lesen.“ Ninas Blick wurde noch einen Tick böser. „Gruselig, oder?“

Ich beschloss, ihre vorgeblich verletzten Gefühle zu ignorieren, schließlich hatte ich meine freundschaftliche Strafe in Form einer liebevoll wundgeklopften Schulter bereits kassiert. „Dann weißt du ja, wie die Antwort lautet: alles.“

„Geht es noch genauer?“, maulte Nina. Doch sie klang immer noch widerwillig beeindruckt.

„Job, Gewicht, Aussehen, Kleidung, Haltung, Ausstrahlung, Familie, Wohnung, Wohnstil ...“, begann ich und unterstrich jedes Wort mit einem Fingerzeig auf die entsprechende Sache. „Es wird Zeit, endlich selbständig und unabhängig zu werden.“

„Also wirklich alles?“ Nina sah sich in meiner kleinen Dachmansarde noch einmal genauer um und beäugte mich kritisch. So als sähe sie zum ersten Mal, was mich wirklich störte. Alles außer meiner roten Haare.

„Mein Leben muss weg!“, beschloss ich.

„Klingt wie ein Selbstmordplan.“

„Stimmt!“ Fröhlich nahm ich einen Schluck Wasser. „Aber ich ermorde mich, ohne meinen Körper zu töten. Ein ganz sauberes Verbrechen!“

„Normalerweise sind für sowas Stylisten oder Personal Trainer zuständig“, meinte Nina. Doch selbst ihr flapsiger Kommentar klang ungewohnt ernst.

„Guter Ansatz“, meinte ich.

„War ein Witz.“

Ich nahm die Karte von Berhard zur Hand und dreh-

te sie. „Den Trainer hätte ich dann schon mal“, verkündete ich, „wenn auch keinen Personal.“

„Ist nicht dein Ernst?!“ Jetzt hatte sich ein Hauch von Entsetzen in Ninas Stimme eingeschlichen.

„Wieso nicht? Was habe ich zu verlieren?“

„Deine Würde?“, schlug Nina vor.

„Guck im Lexikon unter meinem Namen nach. ‚Würde‘ wirst du da nicht finden.“

„Also ‚Würde‘ willst du stattdessen?“, erkundigte sich Nina und deutete auf mich und meine Umwelt. Dann zog sie ein leeres Blatt Papier aus einem der halbsortierten Stapel, die sich auf meinem Tisch befanden. Beim dritten Schreibversuch fand sie sogar einen Stift, der funktionierte, und krakelte das eine Wort auf die Seite.

„Jetzt hast du es schwarz auf weiß.“ Sie reichte mir den Zettel. „Mehr Verbesserungsvorschläge oder Neuerungen?“

„Eleganz“, meinte ich.

Nina nahm das Stichwort in ihre spontane Liste auf und schlug vor: „Spaß?“

„Haben wir doch schon.“

„Gut zu wissen!“, behauptete sie, schrieb aber nicht nur „Lebensplan“ als Überschrift auf das Blatt, sondern auch das neue Wort und „hinreißende Optik“.

„Was ist hinreißende Optik?“, erkundigte ich mich skeptisch. Hauptsächlich, weil ich befürchtete, dass dabei keine roten Haare vorgesehen waren.

„Sag du es mir!“, forderte Nina.

Ich zuckte mit den Schultern. „Ein BMI im mittleren oder unteren Bereich, Körbchengröße 75B aufwärts, die Maße 90-60-90 oder nahe dran, Kleidergröße 38 oder kleiner“, zählte ich auf. „Lange Wallehaare.“

„Nicht in Rot!“

„Nicht in Rot“, stimmte ich widerwillig zu und stand auf, um einen Blick in den Spiegel zu werfen. Nach längerer Inspektion meinte ich: „Vernünftige Lippenkonturen.“

„Du denkst doch nicht etwa an Permanent Make-up?“ Ninas Entsetzen war echt. So echt, dass es mir leid tat, nicken zu müssen. Denn doch, denken tat ich sehr wohl daran. Auch wenn ich es mir nicht leisten konnte. Zumindest nicht, wenn es jemand machen sollte, der es auch vernünftig konnte und bei dem ich hinterher nicht wie ein Clown aussah.

„Aber fürs Erste tut es auch vernünftiges, gekonntes Make-up“, gab ich friedfertig zu.

„Perfekt!“, meinte Nina und schlug vor: „Stil?“

Ich nickte wieder und meine Freundin setzte diesen Wunsch auf meine Liste, die in kürzester Zeit weiter anwuchs und mein altes Leben fraß. „Nach Geld und Erfolg aussehen und sich auch so benehmen“, schlug ich vor und wurde mit einer weiteren Ausbreitung meines Lebenswunsches belohnt.

„Also wir haben: Würde, Eleganz, Stil, Niveau, vernünftiges und gekonntes Make-up, schöne lange Walle-Walle-Haare in Nicht-Rot, nach Geld und Erfolg aussehen und sich auch so benehmen – dann kommen Geld und Erfolg von allein“, las Nina vor. In ihrer Stimme schwang eine so tiefe Befriedigung mit, dass es mir trotz ihrer Bambi-Augen Angst machte. Vielleicht war Walt Disney doch ein wenig zu perfektionistisch gewesen?

„Der letzte Teil gefällt mir“, behauptete ich trotzdem.

„Was ist mit einem Traummann?“

„Nee“, ich schüttelte den Kopf, „den hebe ich mir für später auf. Erst einmal will ich einen erfolgreichen und vor allem reichen Mann heiraten.“

„Ach so, warum sagst du das nicht sofort? Dann musst du dich ja wenigstens nicht mit kleinlichen Äußerlichkeiten oder so etwas wie dem Charakter bei ihm abgeben.“ Nina runzelte die Stirn, aber ich ignorierte den Seitenhieb.

„Genau!“, stimmte ich stattdessen zu. „Macht meine Mama ja auch nicht.“

Nina verdrehte die Augen. „So schlimm war Bernhard doch gar nicht.“

„Nein, aber Oliver, Mathias, Marvin, Calvin und Kevin“, zählte ich auf. Bei dem letzten Namen lief mir ein kalter Schauer über den Rücken. Vom Knast direkt in einen Kupplungsversuch meiner Mutter zu geraten, war wie das sprichwörtliche „Vom Regen in die Traufe“. Aber ein Bankräuber musste ja Geld haben, oder? Und bei Mathias hegte ich immer noch insgeheim den Verdacht, dass er in Wirklichkeit ein Bär gewesen war. Rasiert und in einen Anzug gesteckt, war er sicherlich irgendwo eine äußerst lukrative und erfolgreiche Varieteenummer. Zu seinen positiven Eigenschaften sei aber anzumerken, dass er stumm gewesen war und nur brummen konnte. Kein Spaß.

Außerdem hatte er mich für unwiderstehlich gehalten und war sehr hartnäckig gewesen. Mit Blumen und Gedichteschreiben und so. Leider hatte das Ganze nicht über den Rest hinwegtäuschen können. Gut für mein Ego war es eine Zeitlang trotzdem gewesen. Wieder ein negativer Charakterzug meiner Wenigkeit. Ich seufzte, gab mir dann aber einen Ruck. Schließlich konnte man diesen Wunsch ja auch positiv formulieren. „Ich will unwiderstehlich sein. Ein Vamp, nach dem sich die Männer umdrehen und für den sie alles tun wollen.“

„Okay ...“ Nina schob den Zettel weg, ohne etwas aufzuschreiben. „Jetzt wird es unrealistisch!“

„Jetzt erst?“ Einen Moment später holten meine Gedanken auf und mein immer noch leicht alkoholisiertes Gehirn traf die volle Bedeutung ihres Einwandes. „Hey!“, protestierte ich.

„Wir kümmern uns erst mal darum.“ Nina zeigte auf die Liste. „Um den Vamp kümmern wir uns später, ja?“

„In meinem Drittleben?“ erkundigte ich mich zweifelnd und mein Gehirn verkündete euphorisch, dass es schon mit einem Doppelleben überfordert wäre. Zumindest im jetzigen Zustand.

Zum Glück schien es meiner kongenialen Freundin ebenso zu gehen, denn sie fasste nicht nur für mich herzblattmäßig zusammen: „Also liebe Anna ... Auf Stuhl eins sitzt dein Erstleben als luxuriös ausgestattete Rothaarige mit einem gewissen tollpatschigen Charme und ohne großartiges Lebensziel. Auf Platz zwei sitzt eine charmante Brünnette, die stilvoll auf der Sonnenseite des Lebens steht und eine erfolgreiche Geschäftsfrau ist, mit dem Hang zu den richtigen Männern. Auf Platz drei haben wir den mondänen Vamp, männermordend, unwiderstehlich und erfolgreich.“

Ich kicherte. Nina auch. War vielleicht doch ein wenig unrealistisch, mein Plan, aber nur ein klitzekleines bisschen.

„Stuhl zwei, bitte“, meinte ich deswegen ein wenig trotzig. Träumen durfte man ja immerhin.

„Prima, dann geht Stuhl vier, nämlich moi, einmal aufs Töpfchen und du überlegst dir, wie du dich in diese“, Nina tippte auf das Blatt Papier, als habe es sich in einen feindlichen Alien oder in meine Schulter verwandelt, „Brünnette verwandelst!“

Sie war aufgestanden, bevor mein transusiges Gehirn ihre Bewegung wirklich registrieren und mit ihren Worten in einen Zusammenhang bringen konnte, so dass die Tür zum Bad bereits hinter ihr zufiel, bevor ich eine Warnung aussprechen konnte.

Sekunden später wurde die Tür wieder aufgerissen. „Dein Bad ist eine mittelschwere Katastrophe“, verkündete Nina.

„Nur mittelschwer?“ Ich war versucht, mich aus Scham hinter einem Kissen zu verstecken, aber aus der Größe war ich längst herausgewachsen.

Nina zuckte mit den Schultern und warf einen Blick nach hinten, wo den Indizien nach zu urteilen eine Mischung aus Tornado und Tsunami gewütet hatte.

„Wenn ich ein Date habe, sieht es auch regelmäßig so aus“, tröstete sie mich über meinen kläglichen Versteck-Versuch hinweg.

„Ja, nur dass ich kein Date hatte“, gab ich kläglich zu und warf das Kissen gezielt Richtung gegenüberliegender Sofaecke. Ich war einfach eine wandelnde Katastrophe. Immer und überall.

„Hattest du wohl“, verteidigte mich meine Freundin und beäugte das Chaos, welches das Kissen an seinem Zielort angerichtet hatte. Langsam tropfte das Wasser aus dem nun kaputten und nicht mehr halbvollen Glas auf den Boden und durchtränkte auf seinem Weg Papiere, Magazine und Teppich gleichermaßen.

„Hab‘ ich aber nicht gewusst“, meinte ich, das neue Desaster ignorierend.

„Auf welcher Seite bist du eigentlich?“, tadelte Nina. „Anscheinend nicht auf deiner eigenen, oder?“

Sie sah mich einen Moment lang schweigend an, dann deutete sie auf das Wasser. „Du weißt schon, dass ein Problem nicht von allein verschwindet, nur weil man es ignoriert?“

„Hat bislang ganz gut funktioniert“, protestierte ich. Wasser trocknete früher oder später.

„Ja, als chaotische Rothaarige. Nina zog eine Tube hinter ihrem Rücken hervor und schwenkte sie triumphierend.

„Was ist das?“, erkundigte ich mich misstrauisch. Normalerweise war Nina so zielgerichtet, dass sie sich niemals von der Katastrophe auf meinem Tisch hätte ablenken lassen. Ergo hielt sie etwas in der Hand, das mir nicht gefallen würde.

„Du hast es doch gekauft.“

„Habe ich?“ Ich sah genauer hin, als sie einige Schritte näherkam und mir die Tube hinhielt.

Großer Gott! In einem akuten Anfall von Selbstmitleid hatte ich mir kürzlich eine Tönung zugelegt!

„Du hast fünf verschiedene Farben?!“ Nina nahm die andere Hand hinter ihrem Rücken hervor und las vor: „Cassis, Noisette, Caramel, Espresso, Pflaume.“

Sie stellte die Packungen vor mich auf den Tisch, knapp neben der Pfütze, die inzwischen auch die Topfpflanze in der Tischmitte erreicht hatte. Wahrscheinlich angezogen von dem Durst des halbvertrockneten Alpenveilchens.

„Wolltest du tönen oder hattest du Hunger?“, erkundigte sich Nina.

„Ich will meine Haare nicht tönen“, meinte ich, weil ich ahnte, worauf dieses Gespräch hinauslief.

„Du willst dein Leben ändern und fängst schon bei einer Tönung an zu weinen?“, tadelte meine Freundin. „Die Farben waschen sich aus.“

„Nein. Nicht die Haare.“

„Okay, auf Stuhl zwei hat Platz genommen: eine feige Maus mit großer Klappe und großartigen Plänen, die sie nie umsetzt. Außer einem halbherzig durchgeführten Studium und einem Haufen Taschentücher wegen ihres ständigen Lamentierens kann sie rote Haare bieten.“

„Perücke?“, schlug ich vor.

„Geld“, konterte Nina mit einem Einwortargument. Es war so unschlagbar, dass es sogar eine sture Rothaarige zum Nachdenken brachte und sie ihre Optionen abwägen ließ.

„Ich mache keinen Rückzieher.“

„Noch nicht!“ Nina lächelte so wissend, dass sich mein Trotz rührte. Grummelnd stand ich auf und nahm mein Porzellansparschwein aus dem Bücherregal. Ohne nachzudenken warf ich es an die freie Wand, wobei ich nur knapp die Eingangstür verfehlte. Sekunden später saß ich wieder auf dem Sofa, während immer noch Geldstücke von der Wand und der Kommode, die unten an der freien Wand stand, regneten.

„Das sollte für falsche Haare reichen“, meinte ich mit dem guten Gefühl einer sehr tiefen Befriedigung.

Nina musterte mich, als sei ich eine sehr beeindruckende Fremde mit mindestens einer mittelschweren Macke. Dann setzte sie sich neben mich, nahm den eben ausgeheckten Plan zur Hand und las ihn noch einmal durch. „Also?“ Sie sah mich ernst an. „Wie stellen wir das an?“

„Langsam, Schritt für Schritt.“

„Also in der Reihenfolge: ausziehen, Job finden, schön werden, dich selbst neu erfinden, Karriere türken, erfolgreichen und vor allem reichen Mann heiraten?“

„Genau!“, stimmte ich zu. „Notfalls auch alles parallel.“

„Nee ... das mit dem langsam hast du irgendwie nicht so gut verinnerlicht ...“, lachte Nina, schrak aber zusammen mit mir auf, als plötzlich die Tür zu meiner kleinen, zu meinem Unglück nicht abschließbaren Wohnung aufgerissen wurde und meine Mutter im Raum stand. Mitten in meiner Privatsphäre. Mit einem Mal schien die Welt wieder realer zu werden, bot weniger Möglichkeiten, dafür mehr Musik von der Verlobungsfeier, die immer noch in unserem Wohnzimmer stattfand.

„Was ist denn hier los?“ Meine Mutter blickte vom Wasserchaos zum Münzchaos und dann vorwurfsvoll zu uns.

„Ich ziehe aus!“, verkündete ich mit so viel Stolz, wie ich konnte. Das hier würde der letzte ihrer vielen vorwurfsvollen Blicke in mein Reich sein, das ja eben nicht wirklich mein eigenes Reich war. Es war nämlich ihr Reich – und ich wurde hier nur geduldet.

„Ja, das macht man so, wenn man ins Bett geht“, stimmte meine Mutter mit einem Hauch Süffisanz in der Stimme zu. Dabei sah sie mich ein letztes Mal tadelnd an, umrundete dann Nina, die immer noch erschrocken vor dem Sofa stand, und schob meine Freundin sanft, aber bestimmt Richtung Tür.

„Nein, Mama“, rief ich. Weniger um die Musik zu überhören, als vielmehr, um die Aufmerksamkeit meiner Mutter

zu bekommen und die Wichtigkeit meiner Worte zu unterstreichen. „Ich meine: Ich ziehe aus. Hier.“

Ich deutete auf meine Wohnung, erntete aber immer noch kein ernsthaftes Interesse. Nur Nina warf einen entschuldigenden Blick über die Schulter zurück zu mir.

„Jaja, Schatz“, meinte meine Mutter und zog die Tür hinter sich zu. Mit einem Schlag war die Musik wieder verstummt und ich allein. Meine kurze, von alkoholisierter Panik bestimmte Verwirrung verband sich mit dem neuerlichen Schlag gegen mein Ego, dauerte aber nur eine Sekunde an. Dann wurde die Tür erneut aufgerissen.

„Ab mit dir ins Bett!“, befahl meine Mutter. „Und träum schön – oder weiter!“

Wieder fiel die Tür hinter ihr ins Schloss. Aber dieses Mal blieb die Realität auf meiner Seite und auch mein Ego weigerte sich, sich weiterhin wie ein kleines Kind behandeln zu lassen.

Träumen?

Nein. Umsetzen! Ich nahm die beiden Zettel zur Hand.

Lebensplan

Job, Geld

Gewicht, Aussehen, Kleidung

Haltung, Ausstrahlung, Würde, Eleganz, Stil

Familie, selbständig, unabhängig

Wohnung, Wohnstil

Spaß

Linienreiche Optik (BMI im unteren oder mittleren Bereich, Körbchengröße 75B (oder mehr), 90-60-90, Kleidung Gr. 38, lange Walle-Walle-Haare (nicht rot!))

vernünftige Lippenkonturen, Make-up

nach Geld und Erfolg aussehen und sich so benehmen

unwiderstehlich sein. ein Vamp, nach dem sich alle Kerle umdrehen

To-Do-Liste

ausziehen
Job finden
schön werden/nach schöner
sich selbst neu erfinden
Karriere türken
erfolgreichen, reichen Mann heiraten

UMSETZUNGSSCHWIERIGKEITEN

Erst als ich von der Seite angestupst wurde, bemerkte ich, dass das Auto angehalten hatte und die Stadt nicht mehr an mir vorüberzog.

„Bist du eingeschlafen, oder was?“, schnauzte Nina.

„Wohl eher: oder was“, meinte ich. Dann holte ich zum ersten Mal, seitdem die Tür hinter mir zugefallen war, wieder Luft. Fühlte sich zumindest so an. Die Erleichterung strömte förmlich durch meine Adern.

„Sind wir da?“

„Nein, ich halte einfach irgendwo in der Stadt an“, motzte Nina. Sie ignorierte meinen scharfen Blick und fabulierte weiter: „Dann wollte ich dich aus dem Auto locken und irgendwo anketten oder mit einem Kaffee aussetzen.“ Sie deutete auf ein nettes kleines Cafe. „Mit einem Schild um den Hals: neuer Besitzer gesucht. Und dann wollte ich dich zurücklassen.“

„Du bist gemein.“

„Nein, ich bin aufheiternd“, lachte sie.

Ich musterte sie finster, doch sie lachte immer noch.

„Du machst ein Gesicht wie sieben Tage Regenwetter“, befand sie schließlich.

„Ich fühl mich nicht so gut“, gab ich zu.

„Du machst doch jetzt keinen Rückzieher, oder?“

Doch, doch, eigentlich hatte ich genau das vorgehabt. „Nein!“, behauptete ich trotzdem. „Natürlich nicht.“

Nina beäugte mich misstrauisch, bis ich einmal tief seufzte und mich gespielt lässig dem Straßenschild zuwandte. Ich konnte es nicht lesen.

„Sind wir wirklich in der Schwanenstraße?“

„Jawoll!“ Ninas Blick war noch misstrauischer geworden. „Soll ich wirklich nicht zu dem Date mitkommen?“

„Nein. Außerdem ist es ist kein Date, es ist eine Wohnungsbesichtigung.“

„Wie auch immer ...“

„Und du hast mir gesagt, es wäre ein lässiges Hippieviertel mit vielen Künstlern und coolen Typen.“ Ich sah an mir herab, aber das änderte nichts an meinem Outfit.

„Du siehst toll aus!“, behauptete Nina.

„Ja, wenn ich in Woodstock wäre.“

Sie verdrehte die Augen. „Pass auf, Herzi, ich verrate dir jetzt ein Geheimnis: Trage dieses Outfit mit Lässigkeit. So, als hättest du vorher gewusst, wo wir landen. Dann wird niemand auch nur ansatzweise auf die Idee kommen, dass du verkleidet bist.“

Aber ich war verkleidet. Und mein Hauptproblem war, dass ich es wusste. Ich war nicht diese Woodstock-Tussi. Ich meine ... doch, doch, eigentlich war ich das. Tief in meinem Herzen war ich es. Ich liebte bunte Röcke und Sandalen. Träger-Tops, Ketten und Armbänder. Schnick-Schnack, den niemand brauchte, und ich sah darin wirklich gut aus. Zwar wie ein Überbleibsel aus einem vergangenen Jahrzehnt, aber gut. Vielleicht sogar sexy. Wie die Monroe. Schließlich waren damals auch nicht alle Frauen Twiggy gewesen. Im Gegensatz zu heute. In der heutigen Zeit galt ich

als moppelig und vollkommen falsch gekleidet. Außerdem hatte ich keine roten Haare, sondern eine brünette Perücke.

„Du hast das gewusst?“, fauchte ich Nina an, die immer noch einen selbstgefälligen Gesichtsausdruck aufgelegt hatte.

„Betrachte es einfach als einen Test.“ Sie zuckte unschuldig mit den Schultern.

„Oh, großartig!“, behauptete ich. Als wäre ich nicht nervös genug.

„Und lass dein Handy an!“, befahl sie.

„Was?“

„Wie bitte“, korrigierte die gut erzogene Nina automatisch. „Lass dein Handy an!“, wiederholte sie. „Wenn ich nicht mitkommen darf, will ich wenigstens zuhören, wie du dich schlägst.“

„Du willst ...?“ Mir blieb der Mund offen stehen.

„Du hattest doch vor zu kneifen!“

„Nein!“, behauptete ich. Zumindest jetzt nicht mehr.

„Immerhin hast du keine roten Haare mehr“, meinte Nina und strich mir durch die braunen Locken. Nur ein leichtes Ziehen, das sich auf dem ganzen Kopf verteilte, ließ mich selbst merken, dass ich eine Perücke trug. „Deswegen fällst du heute wenigstens nicht auf wie ein bunter Hund“, tröstete sie mich und ich war froh, dass sie nicht wieder begann, einen Körperteil von mir zu tätscheln. Meine Schulter fühlte sich immer noch ein wenig weichgeklopft an.

„Stimmt“, gab ich großzügig und nur einen Hauch sarkastisch zu. „Ich falle auf, weil jemand dafür gesorgt hat, dass ich so bunt bin wie der sprichwörtliche Hund.“

Nina einen letzten scharfen Blick zuwerfend stieg ich aus dem Auto und sah mich um. Dabei tat ich so, als bemerke ich die teils neugierigen, teils mitleidigen Blicke der anderen Passanten nicht. Wahrscheinlich sah man mir einfach an der Nasenspitze an, wie ich mich fühlte.

Der Gedanke tröstete mich kein bisschen, sondern sorgte dafür, dass ich in mir selbst versinken wollte und nur

mit Mühe und Not aufrecht und scheinbar stolz die ersten Schritte vom Fahrzeug fort machte. Dabei gelang es mir sogar, nicht über meine eigenen Füße zu stolpern, sondern halbwegs sicher auf den hohen Hacken zu wirken.

„Zur Nummer sieben geht es da lang!“ Nina, die ebenfalls ausgestiegen war, zeigte in eine Richtung und mein Körper hatte sich in Bewegung gesetzt, bevor ich über meine Handlung nachdenken konnte. Zum Glück wich er auch der Laterne ohne mein direktes Zutun aus und hielt bemerkenswert sicher das Gleichgewicht in den neuen Schuhen. Es war wie ein Zauber, das Voodoo der braunen Haare.

Mein Handy klingelte und mit einer inneren Sicherheit, einem Selbstvertrauen, das mir gänzlich fremd war, meldete ich mich.

„Du bist schon da“, informierte mich Nina und riss mich aus meinem wohltuenden Schwebestand.

„Ich kann auch lesen“, maulte ich. Schließlich war ich nicht blond, sondern braunhaarig! Gut gelaunt ging ich zu der gläsernen Haustür, hinter der mein neues Leben nur darauf wartete, erobert zu werden, und beugte mich genau in dem Moment näher zum krakelig beschrifteten Namensschild, in dem sie aufschwang – nur um Haaresbreite neben meinem Kopf. Sekunden später und es hätte mir eine Freifahrt ins Krankenhaus gebracht. Stattdessen wurde ich rüde angerempelt.

„Vorsichtig!“, schimpfte eine Stimme neben mir.

„Was heißt denn hier: Vorsicht?“, keifte ich, immer noch brünett selbstbewusst. „Sie sind doch wie ein Geisteskranker aus dem Haus und in mich reingestiefelt!“ Ich warf dem Fremden einen wütenden Blick zu und wünschte mir beinahe im selben Moment, meine Worte zurücknehmen zu können. Ich hatte eine Brust angebrüllt. Eine sehr breite und sehr beeindruckende Brust. Etwas, das generell als „dumm“ einzustufen war. Und wenn man auf der Suche nach einem Traumprinzen war, war so ein

Verhalten sogar extrem dämlich. Mit diesem Gedanken hob ich langsam und vorsichtig meinen Blick höher – und dann noch ein Stückchen weiter.

Dort erwartete mich ein Lächeln, das Loki, dem charmannten germanischen Gott der List, zu Ehren gereicht hätte. Mit Loki hätte ich leben können, aber leider sah der Rest des Mannes eher aus wie Thor. Mit seinen langen, zerzaust-blonden Haaren, einem Dreitagebart und den markanten Zügen war er einfach zu gut, um wahr zu sein.

„Kra...“, machte ich, während Nina mir aus dem Auto heraus ein „Daumen hoch“-Zeichen gab. Aber sie hatte diese menschliche Sahneschnitte ja auch nicht Sekunden zuvor wüst beschimpft.

„Haben Sie sich gestoßen?“ Der Hüne beäugte mich misstrauisch, dann die Wand hinter mir, dann wieder meinen Kopf.

Mit Mühe gelang es mir, das Objekt seiner Betrachtung zu schütteln. Auch wenn ich mich jetzt so fühlte, als hätte ich doch einen Schlag abbekommen.

Einen sehr schweren Schlag, denn meine Gedanken waren wie in Watte gehüllt, meine Sinne wie betäubt.

„Also ist alles in Ordnung?“ Die Stirn des Tür-Attentäters runzelte sich und in seinen blauen Augen blitzte eine Spur von Sorge auf.

„Mmh...“, machte ich. Ein Universallaut, der alles bedeuten konnte. Von „Fall doch tot um“ über „Alles ist großartig“ bis hin zu „Ich liebe dich“. Zu mehr war ich nicht fähig, da mein Mund trocken war und mir meine Libido Bilder von ihm und mir vorgaukelte, nackt im Garten Eden.

„Ist wirklich alles in Ordnung?“ Die Sorge war noch intensiver geworden und hatte sich nun auch in seine Züge eingeschlichen.

„Mmm...“, machte ich abermals und hoffte, dass das, was ich auf meinem Gesicht spürte, als beruhigendes Lächeln durchgehen konnte.

„Sie sind nicht zufällig die Schwester von Sabine?“, erkundigte sich der Blonde. Seine Stimmung war umgeschwungen und er beäugte mich misstrauisch.

Ertappt und schuldbewusst schüttelte ich in einer instinktiven Angstreaktion den Kopf. Sogar noch bevor mir heißkalt wurde, mein Gehirn einsetzte und mich entschuldigend nicken ließ.

„Was denn jetzt?“, erkundigte sich mein Gegenüber ungeduldig.

„Ich ...“ *Ich bin in dich verliebt, du bist mein Traummann, willst du mich heiraten und Kinder mit mir haben ...?*

Zum Glück versagte meine Stimme und endlich galoppierte auch ein letzter Rest meines Verstandes herbei und präsentierte mir eine Ausrede.

„Nein, sorry.“ Ich wandte mich um und tat so, als mache ich genau dort weiter, wo ich vor der Störung durch ihn aufgehört hatte. „Suche meinen Freund“, erklärte ich.

„Hier?“ Unglaube mischte sich in Amusement. So als kenne er jeden Bewohner dieses Hauses. Was er bei näherer Betrachtung dieses Gedankens wohl auch tat. Anscheinend war mein Hang zu Fettnäpfchen doch nicht durch meine Haarfarbe oder Klamotten bedingt.

„Nein, irgendwo in der Straße“, verteidigte ich mich. „Ich kenne seine Hausnummer nicht.“

„Sie kennen die Hausnummer Ihres Freundes nicht?“ Jetzt war das Amusement deutlich zu hören.

Ich gab auf und ließ den Kopf hängen, in der Hoffnung, noch halbwegs elegant die Kurve zu kriegen. Nach einer kurzen Pause versuchte ich den unauffälligen Themenwechsel. „Sie sind der Vermieter?“

Ich schaffte es sogar, wieder aufzusehen und unschuldig interessiert zu blicken. Dabei hielt ich Thors Blick scheinbar ungerührt stand, obwohl er mich sehr lange ansah und sein Mienenspiel eindeutig war. Er fragte sich, ob ich mir

so feste den Kopf gestoßen hatte, dass ich den Stoß vielleicht ganz vergessen hatte. Hatte ich vielleicht wirklich?

Ich seufzte, weil diese Option leider nicht der Realität entsprach und nur ein schönes Gedankenspiel war. Was hätte ich im Moment nicht alles für eine mittelschwere Gehirnerschütterung gegeben. Oder für ein sehr tiefes Loch im Boden.

„Ihre Schwester hat mir schon gesagt, dass Sie gerne jede peinliche Situation mitnehmen.“ Zum ersten Mal wirkte das Lächeln auf den markanten Zügen meines Gegenübers echt. Es sorgte dafür, dass mir ernsthaft schwindelig wurde. Trotzdem hatten seine Worte etwas geweckt, gegen das ich nicht mehr ankam. Meinen Trotz.

„Jeder braucht ein Hobby“, murmelte ich leise.

Leider nicht leise genug, wie mir Thors Lachen bewies. Ein sehr angenehmes Lachen, tief und basslastig. Es versetzte meine Nerven in Aufruhr und ließ etwas in meinem Unterleib kribbeln. Schmetterlinge vielleicht oder doch eher eine Horde durchgedrehter Killerameisen.

„Sie hat mir außerdem gesagt, dass Sie heute gegen drei Uhr kommen.“

War ja klar! Was hatte ich auch erwartet? Dass ich mir, wie geplant, die Erdgeschosswohnung erst einmal unauffällig von außen ansehen konnte? Wie naiv war ich? Vielleicht war doch ich diejenige, die von Walt Disney aufgezogen worden war.

Natürlich hatte meine Schwester meinen Plan gleich dem Hochzeitsfotografen weitergetratscht und der hatte ihn wiederum seinem gut aussehenden Freund mit der Wohnung weitererzählt.

Seinem Superfreund mit der Wohnung in der viel zu schicken Gegend, korrigierte ich mich und ignorierte Nina, die inzwischen zu vielversprechenden obszönen Gesten übergegangen war. Inzwischen war auch Thor übergegangen. Dazu, mich ohne weitere Umstände in den Hausflur zu schieben und weiter in seine Wohnung, wo ich mich

abermals korrigieren musste. *Seinem Superfreund mit der Superwohnung in der viel zu schicken Gegend.*

Ich spürte, wie mir langsam und wie von alleine der Mund aufklappte, ohne dass ich in der Lage war, ihn wieder zu schließen. Solche Wohnungen kannte ich nur aus dem Fernsehformat „Mieten. Kaufen. Wohnen.“ und von Leuten, die definitiv zu viel Geld hatten. Allein in der Höhe hatte ich hier mehr Raum als an der längsten Seite meiner Wohnung. Ich sah nach oben, doch der Stuck an der Decke war so weit entfernt, dass ich seine Struktur nicht wirklich erkennen konnte. Meine Aufmerksamkeit wieder dem Echtholzfußboden zuwendend, schätzte ich die Decke auf gute drei Meter, die Nebenkosten auf unermesslich; und wie ich die Logik, den Wunsch und mein Gefühl auch drehte und wendete, ich war hier in meiner Traumwohnung – und würde sie auf gar keinen Fall mieten können. Mir wurde noch ein wenig flauer als zuvor.

Meinen Blick falsch deutend, zeigte der blonde Hüne auf ein stylisches silbernes Etwas.

„Die Lampen können meinetwegen drinbleiben!“, bot er an.

Ich nickte, obwohl ich das Objekt seiner Betrachtung ohne Leuchtmittel niemals als Lampe identifiziert hätte. „Ist das Kunst, oder kann das weg?“ von Mario Barth fiel mir ein und ich musste kichern.

Mein Gesprächspartner drehte sich mit gerunzelter Stirn zu mir um, sagte aber nichts. Zum Glück fragte er auch nicht noch einmal, ob es mir gut ging. Ging es nämlich. Sehr gut sogar. Ich fühlte mich großartig und aufgekratzt und stand in der tollsten Wohnung, die ich je gesehen hatte, und würde sie mir auf gar keinen Fall jemals leisten können. Was hatte sich meine Schwester dabei nur gedacht?

Ich kicherte abermals. Der Lautklang sogar in meinen eigenen Ohren leicht hysterisch.

„Sie sind Single, keine Beziehung und keine Kinder in Sicht?“, erkundigte sich mein Vermieter in spe.

Nein, sind Sie blind?, wollte ich ihm entgegenkichern. Dann fiel mir auf, dass ich ja gar nicht mehr ich selbst war, sondern gerade in meinem brünetten, schick angezogenen und perfekt geschminkten Zweitleben steckte. Deswegen schüttelte ich den Kopf. Schlicht, aber elegant.

„Ich frage nur, weil die Wohnung ziemlich groß ist“, erklärte er.

Genau! Gut hinzugefügt, meinte die Stimme meiner Mutter in meinem Kopf und gratulierte dem Hünen allein durch ihren Tonfall. *Bevor meine Tochter noch denkt, du fragst aus anderweitigem Interesse.*

Ich schüttelte leicht den Kopf, in der Hoffnung, die Stimme zu vertreiben. Aber ein sanftes Lachen blieb mir im Hinterkopf erhalten. Anscheinend gelang es meiner Mutter jetzt sogar, gemein zu mir zu sein, obwohl sie nicht einmal anwesend war.

Der Hüne zuckte mit den Schultern, als spiele meine Antwort ohnehin keine große Rolle, und deutete in den ersten Raum. Ich trat einen Schritt nach vorne und linste um die Ecke, zu feige, einen weiteren Schritt zu machen. Der eine genügte auch vollkommen, die Wohnküche war ein Traum auf vierzig Quadratmetern mit einer Arbeitsempore, die wie ein Wintergarten gebaut war. Sehr lichtdurchflutet und mit Blick auf den Garten.

„Bad?“, fragte ich und gab mir geistig einen Tritt. Aber ganze Sätze waren mir anscheinend gerade ausgegangen. Ebenso „Bitte“ und „Danke“ und jedwede Form von Höflichkeit.

Nichtsdestotrotz führte mich Thor kommentarlos weiter. Entweder gab es einen riesigen Haken an dieser Wohnung oder er wollte mich einfach nur schnell hinter sich bringen.

Schlagartig war der Kloß in meinem Hals wieder da. Und er wurde größer, als der Gutaussehende im Flur eine der Türen öffnete und den Blick auf ein Badezimmer freigab, das mindestens so groß war wie mein augenblickliches Zimmer. Es gab eine Eckbadewanne mit Whirlpooldüsen, eine

ebenerdige Wellnessdusche und eine komplette Spiegelwand. Grundgütiger. Nur auf der silbernen Oberfläche mir gegenüber war ein Hippiefleck in Pinkrosatürkis. Daran änderten auch die schönen braunen Haare nichts.

„Dann haben wir noch drei weitere Zimmer: Schlafzimmer, Kinderzimmer und Büro. Kann aber auch ein zweites Kinderzimmer werden“, fuhr der blonde Gott fort, ohne auf mich zu achten. Anscheinend sah er den bunten Elefanten in seinem schicken schwarzweißen Badezimmer nicht. Oder es war ihm egal. Hauptsache, der Elefant mietete die Wohnung.

„Mmm...“, meinte ich und verfluchte mich selbst im Stillen. „Mmm...“, versuchte ich noch einmal, brachte aber keinen anderen Ton aus meinem Mund heraus. Anscheinend hatten sich nun auch die Silben den Worten und ganzen Sätzen angeschlossen und streikten.

„Gefällt es Ihnen?“ Thor versuchte seine Begeisterung für die Wohnung auf mich zu übertragen, was kläglich misslang.

„Mmm...“, machte ich und schickte ein Stoßgebet zum Himmel. Einen Satz bitte, oder wenigstens ein Wort.

Zwecklos. Zum Glück sprach er weiter. „Sind 100 Quadratmeter und der Spaß kostet inklusive Gartennutzung 800 Euro warm.“

Ich verschluckte mich an meiner eigenen Wortlosigkeit. Achthundert Euro warm? In einem Monat. Das war ... fast geschenkt. Leider auch ungefähr genau das, was ich auf dem Sparbuch hatte.

„Wollen wir ...?“, begann der Blonde, wurde aber vom Läuten der Türglocke unterbrochen. Für einen Augenblick sichtlich verwirrt und zwischen mir und der anscheinend nun anstehenden Aufgabe hin- und hergerissen, entschied er sich schließlich gegen mich und öffnete. Doch selbst von meinem Standort aus konnte ich sehen, wie sein Gesicht beim Anblick des Klingelnden entgleiste. Kein Wunder, handelte es sich doch um eine kurvige Blondine, die lässig im Türrahmen lehnte. Genau so eine, wie ich sie in meinem Drittleben werden

wollte. Und zum ersten Mal verstand ich das „luxuriös ausgestattet“ wirklich als Kompliment.

Ihr rotlippiges Lächeln wuchs langsam und siegessicher in die Breite, während ihr Blick nur kurz über mich huschte, gerade lang genug, damit ich mich abgewertet fühlte.

„Ich bin wegen der Wohnung hier“, meinte sie wie selbstverständlich.

Ich sah zu Thor, dessen echten Namen ich immer noch nicht kannte, doch er schien weder den Blick der Blondine bemerkt zu haben noch sich an meine Anwesenheit zu erinnern. Zu sehr hatte ihn der Neuankömmling in den Bann geschlagen.

„Entschuldigung?“, murmelte ich und griff an meinem Wohnungsführer vorbei nach meiner Jacke, die er mir beim Betreten abgenommen und an die Garderobe gehängt hatte.

„Ja?“ Thor sah mich trotz der körperlichen Nähe nicht einmal an, sondern klebte weiterhin mit dem Blick wie gebannt an der anderen Frau.

„Ist mir ohnehin zu groß“, behauptete ich, plötzlich wieder zu ganzen Sätzen fähig, und nur mühsam verkniff ich mir ein: und zu voll.

Stattdessen huschte ich an dem hübschen Pärchen vorbei aus dem Raum. Zurück in mein altes Leben.



Wieder zog die Stadt, durch ein Autofenster von mir getrennt, an mir vorbei, und Menschen, die die letzten Sonnenstrahlen genossen, überfüllte Cafés mit fröhlichen Gästen, spielende Kinder in Gärten und Parkanlagen sowie schlendernde Verliebte vor Geschäften bildeten ein buntes Straßenkaleidoskop an Leuten mit einem eigenen, selbstbestimmten Leben.

Ich seufzte tief.

„So schlimm war es doch gar nicht“, tröstete Nina.